

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 86 (1960)
Heft: 15

Rubrik: Der Rorschacher Trichter

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



165

Der Rorschacher Trichter

WERNER WOLLENBERGER

Die Cabareportage:

Weh dem der liegt!

Neulich veröffentlichte die ehrwürdige NZZ in ihrem Inseraten-Teil ein Bildnis, das mein Interesse erregte.

Es war dasjenige eines Mannes, der mit blutunterlaufenen Augen wild vor sich hinstarrte. Eine erschreckende Mähne, verfilzt und unordentlich stand ihm nach diversen Richtungen vom Kopfe ab, auch nach unten, weil sie dort in einen länglichen Bart mündete.

Der Wilde hieß – das stand drunter – Zigulinoeff oder so und war, wie die Legende weiter lehrte, bulgarischer Herkunft sowie Ziegenhirte. Ich frage Sie: wozu reproduziert die NZZ das Portrait eines vernachlässigten Geißenhüters aus Bulgarien?

Nun, das hat seinen Grund: Zigulinoeff hat bereits seit einiger Zeit der milden Betätigung der Gitzibändig entsagt und sich auf Freistil-Ringen umgestellt.

Gewisse Körperkräfte haben diesen Berufswechsel gewährleistet. Dito der imposante Körperbau unter dem imposanten Bölimann-Kopf.

Und natürlich war bestimmt auch ein Manager im Spiel.

Ich wollte mir den bulgarischen Geißenspeter nicht entgehen lassen und ging also hin.

Womit ich in den Genuß meiner ersten Catch-as-catch-can-Veranstaltung kam.

Ich versuche möglichst genau zu reportieren.

Also:

In der Mitte des Stadions befand sich ein Podium – erhöht, wie das zu den Eigentümlichkeiten von Podiummännern gehört.

Das Podium – ein Viereck – wurde auf sämtlichen, ihm zur Verfügung stehenden Seiten von weißen Seilen umschlossen.

Deshalb nannten es die Leute 'Ring'. Dieser viereckige Ring besaß eine rote und eine blaue Ecke. In beiden standen je ein Stuhl sowie Wassereimer.

Dann ging das Licht aus und eine Stimme kam über den Lautsprecher und verkündete, daß nun ein gewisser Herr Sowieso aus dem Lande

Diesunddas gegen einen Herrn Ixypsilon antreten werde, worauf sich allgemeines Hurra unter den Zuschauern erhob.

Die Stimme schilderte im weiteren Verlaufe die Körpergewichte der beiden Kämpen und noch einige weitere physische Details.

Dann erschienen sie und das Hallo nahm zu.

Von der Schilderung der Dinge, die die beiden in der Folge miteinander trieben, nehme ich Abstand, weil ich mich auf die Reportage des Kampfes von Herrn Zigulinoeff beschränken will.

Der wurde etwas später, als Pausenattraktion, angesagt und trabte bald darauf an.

In natura sah er noch unguter aus als ihn die NZZ geschildert hatte. Vor allem trug er kurze Hosen und oben nichts und das, was dazwischen in Erscheinung trat, sieht man sonst in Metzgerläden ausgestellt und auch dort wirkt es nicht besonders ästhetisch.

Nur daß sie dort keine Haare dranlassen.

Der Jubel über sein Erscheinen und seine Erscheinung war gewaltig.

Zigulinoeff kletterte in den Ring, blickte böse in die Runde, respektive ins Viereck, präsentierte sich nach diversen Seiten und sah aus wie George Brassens ohne Gitarre, nur schwitzte er vorerst weniger.

Dann erschien sein Widersacher, ein schlanker und ziemlich dunkler Neger, dessen Name mir entfallen ist.



Er mit seinen hundert Jahren

fühlt sich rüstig und noch jung

und isst ihn, wie wir erfahren, täglich mit Begeisterung.



Tilsiter



Drum gehört Tilsiter uf e Tisch!
Me weiss mit ihm, wora me-n-isch.



Ich weiß nicht, ob das nun eine Bildungslücke ist, aber ich könnte mir vorstellen, daß ich die nächsten paar Wochen auch ohne intimeres Wissen um diesen Namen überstehe.

Der Neger sah sehr malerisch aus, aber im Vergleich zu Herrn Zigulinoeff wirkte er etwas zerbrechlich. Zwischen die beiden Menschen (wenn man so will) trat nun ein Herr, der unschwer als Ringrichter zu erkennen war. Ich schloß messerscharf auf diese Funktion, obwohl ich zunächst zur Annahme geneigt hatte, er werde dem armen Neger gegen den Ex-Ziegenpeter beistehen. Aber dafür war er nicht nackt genug.

Der Ringrichter sprach nun auf die beiden ein und ließ sich a) ihre Schuhe und b) ihre Fingernägel zeigen.

Ein Zuschauer erklärte mir auf Befragen hin, daß es sich hier um eine Vorsichtsmaßnahme handle. Catcher dürfen sich nämlich nicht mit langen Nägeln kratzen (wenigstens nicht gegenseitig) und sie dürfen sich auch nicht mit genagelten Schuhen auf den Bauch stehen.

Davon abgesehen dürfen sie so ziemlich alles was die Polizei verboten hat und was im öffentlichen Leben unter das Stichwort 'Körperverletzung' fällt.

Sie taten es auch.

Sie fielen sich an. Sie stellten einander den Haken, knieten sich auf die Bäuche, rissen sich an Bart und Haupthaar, schlugen sich mit flachen Händen in die gegenseitigen Visagen, kugelten sich die Schultern aus, verdrehten sich die Arme in alle möglichen Richtungen der Windrose, nahmen einander übers Knie, schmissen sich durch die Arena, hämmerten einander mit der Kante der Hand auf den Halsschlagadern herum und taten sonst noch einiges in dieser Hinsicht.

Dazu sonderten sie Geräusche ab: drohendes Knurren beim Angriff, wilden Aufschrei im Sturz, herzzerweichende Schmerzenslaute anlässlich gelungener Malträtierungen. Einmal wimmerte der Neger wie ein Baby aus Porgy and Bess, einmal grunzte der Bulgare wie ein Warzenschwein nach der Mahlzeit. Dann wieder weinte der Dunkle hell auf und dann wieder stöhnte der Ziegenhüter wie ein Hirsch zur kritischen Zeit.

Dazwischen klatschten Schläge auf nackte Körper, trommelten Arme in wildem Weh auf den Bretterboden, donnerten Rücken auf das Holz und gurgelte Pausenwasser im Eimer.

Das Ganze sah nach vorsätzlichem Mordversuch aus.

So nach 'Ave Caesar, morituri te salutant' oder so.

Nach Gladiatorenkämpfen.

Ben Hur 1960.

Fabiola, made in Switzerland.

Die Zuschauer schätzten es offensichtlich.

Neben mir stand einer. So ein kleiner Mann in der Uniform eines harmlosen Trämlers.

Den hatte es mächtig erwischt.

Der schrie:

«Pfui, Feigling, aus dem Ring!»

Er schrie auch:

«Gib ihm!»

Und:

«Schweißneger!»

Und ganz besondere Erregung hatte eine Dame in meiner Nähe überkommen. Sie war für den Neger und empfahl ihm (ungefähr in dieser Reihenfolge) den Bulgaren zu erwürgen, ihn umzubringen, ihm die Ohren zu zerfetzen und die Nase auszureißen.

Weitere Segenswünsche waren mir nicht mehr verständlich, weil ihre Stimme umkippte und ohnehin im Geschrei der anderen unterging.

An dieser Stelle muß ich etwas sagen:

Wenn man ganz genau hinschaute, dann sah man, daß sich der Neger und der Geißenspeter nicht wirklich weh taten.

Sie taten nur so, als täten sie sich. Sie taten als brächte sie der Schmerz an den Rand der Besinnung und so! Sie baumelten für Momente groggy in den Seilen. Sie taumelten benommen durch den Ring. Sie klatschten bewußtlos hin. Sie verdrehten die Augen bis nur noch das Weiße in die Tiefstrahler leuchtete.

Sie spielten schau.

Sie spielten, um genau zu sein: Wehetun und Schmerzen.

Sie spielten: Umbringen.

Sie spielten, ich muß das sagen, nicht schlecht.

Wenn einem der Verstand nicht gesagt hätte, daß die Sache gar nicht so wild sein könne, wäre es fast glaubhaft gewesen.

Und trotzdem war mir in der Pause nicht mehr so wohl wie anderen.

Da war etwas geschehen, das nicht geschehen dürfte:

Menschen (auch wenn es nur Catcher waren) spielten Sadisten Sadies vor.

Sie malträtierten sich (oder taten doch so). Sie beklopfen sich die Extremitäten und behämmerten die inneren Organe. Sie griffen sich gegenseitig nach Auge, Nase, Rippe, Niere und Leber.

Sie spielten: Abschachten.

Und dreitausend erwachsene Menschen saßen ringsherum und hatten ihre Freude dran.

Gut: die dreitausend wußten, daß es nicht ganz ernst sei. Aber ganz wußten sie's doch nicht.

Es erinnerte mich – sekundenlang – an einen Witz:

Ein Mann und eine Frau gehen in den Zirkus und sehen wie ein Messerwerfer seine Partnerin mit scharfgeschliffenen Dolchen einrahmt. Und nach einer Weile steht die Frau auf und sagt:

«Komm' Ruedi, wir gehen, der trifft ja doch nicht!»

Irgendwie warteten die dreitausend darauf, daß aus dem vorgetäuschten Ernst ein wirklicher werde.

Irgendwie warteten sie auf das ausgerissene Ohr, die zerfetzte Nase. Irgendwie warteten sie auf den Mord.

Es war ziemlich scheußlich.
Und außerdem so phantasielos.
Jeden Tag kann man doch – ohne
Entrichtung einer besonderen Ein-
trittsgebühr – zusehen, wie Men-
schen sich auf viel subtilere Weise
wehe tun.
Mit Worten.
Mit Schweigen.
Mit Gebärden.
Mit Briefen.
Was ist schon das bißchen Körper-
Sadismus in einem viereckigen Ring
zu Oerlikon gegen die seelische
Grausamkeit der Menschen in die-
ser Zeit?
Es ist nichts.
Mir liegt das Moralische nicht be-
sonders.
Also ziehe ich auch keine Moral.
Sondern eine Konsequenz.
Dreimal dürfen Sie raten, welche!



**Darf
ich
vorstellen
?**

Die Unschuld vom Baselland

Das kann passieren: man ist – durch
irgendwelche Umstände, die nichts
zur Sache tun – gezwungen, ein
paar Stunden in einem fremden
Städtchen zu verbringen und wenn
es gegen Abend geht, wird es ein
bißchen trostlos.
Man hat sich schon einige Zeit her-
umgedrückt. Man hat ein paar Aus-
lagen belächelt, die Großstadt imi-
tieren wollen. Man hat irgendeinen
historischen Brunnen zur Kenntnis
genommen (alle fremden Städtchen
haben einen historischen Brunnen
oder ein Denkmal oder ein Haus,
in dem Suworow geschlafen hat
oder General Wille oder Goethe).
Man hat sogar das zuständige Hei-
matmuseum besucht: Bronze-Fibeln,
Morgenstern, zerschlissene Banner-
seide, Versteinerungen, eine Bibel.
Und man hat in irgendeinem däm-
merdunklen Gaststübchen den Be-
obachter aus dem Jahre 1946 ge-
lesen oder auch den Schweizer
Spiegel.
Dann ist es aus.
Dann wird es Abend und man weiß
nichts mehr, aber man muß immer
noch warten.
Und so geht man dann eben doch
ins Kino.
Neulich ist mir das passiert.
Ich hatte die Wahl zwischen

«Schloß im Tirol» und «HD Lämpli».
Schließlich entschloß ich mich für
den Lämpli.
Ich ging ohne jegliche Erwartung
hin.
Einfach so, in der Absicht, zwei
Stunden totzuschlagen.
Und dann?
Dann – verzeiht es mir, Ihr Intel-
lektuellen dieser Gegend, entschul-
digt, Ihr Filmkritiker all' – dann
also habe ich zwei Stunden lang ge-
lacht wie ein Trottel.
Ist «HD Lämpli» ein guter Film?
Ich weiß es nicht. Ich glaube aber
eher, daß nein.
Ist das überhaupt ein Film?
Zweifel wären anzumelden.
Immerhin: man hat sich Mühe ge-
geben. Der Lindi hat einen lustigen
Vorspann gezeichnet, der Schnee-
berger hat gute Bilder geliefert und
der Hans Möckel hat eine ganz
reizende Muik geschrieben.
Aber daran liegt es nicht.
Das macht diesen Film nicht aus.
Und das hat mich auch nicht zwei
Stunden lange gelächert.
Hingegen hat das Alfred Rasser als
Theophil Lämpli, Buckten, Basel-
land, fertiggebracht.
Zugegeben: der Vater des Theophil
ist immerhin ein Herr namens
Schwejk.
Zugegeben auch: der Sohn hat nicht
mehr ganz die Qualitäten seines se-
ligen Herrn Papa.
Schwejk, der Hundefänger von
Prag, ist anders.
Schwejk ist der kleine Mann, der
sich als Halbidiot tarnt, weil sonst
die großen Männer einen Vollidioten
aus ihm machen.
Schwejk ist der gesunde Menschen-
verstand, der eingesehen hat, daß
gesunder Menschenverstand nicht
gefragt ist, wenn nicht sogar eine
Gefahr für seinen Besitzer.

Schwejk ist ein bißchen Till, der
die Welt ad absurdum führt, in-
dem er sie beim Wort nimmt und
Schwejk ist ein bißchen Parzival.
Schwejk ist ein armes Schwein.
Lämpli ist ein armer Trottel.
Mit anderen Worten:

Schwejk ist der kleine Mann von
der Straße, der um jeden Preis
leben, essen, lieben, schlafen, spa-
zieren gehen und ein paar Groschen
verdienen will und sich nicht ge-
niert, dümmer zu scheinen als er
ist, wenn ihm solche Verstellung
nur die Fortdauer der geliebten Exi-
stenz gewährleistet.

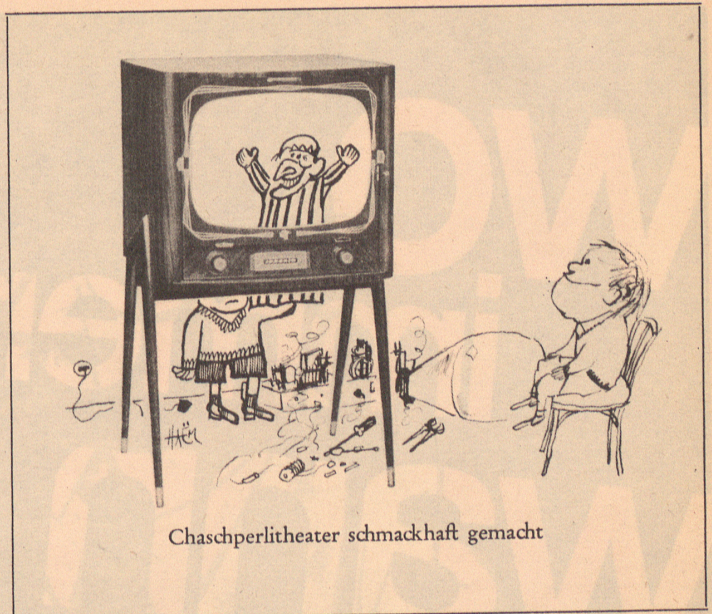
Damit ist Schwejk eine Gefahr für
die Großen. Er gibt ihre Eitelkei-
ten, ihren Stolz, ihren Ehrgeiz und
ihren Machthunger der Lächerlich-
keit preis. Er desillusioniert ihre
Tätigkeiten. Er prangert sie an.
Schwejk ist schweres Kaliber im
Kampf gegen die Dummheit der
Welt.

Raben Herrliberg

P

Telefon 90 21 00

gut und preiswert
sehr schöne Zimmer
Konferenzzimmer



Lämpli ist ein Knallfrosch.
Aber was für einer!
Und Lämpli ist noch etwas: das in-
telligenteste, amüsanteste, zwerch-
fellerschütterndste Kompaniekalb,
das es jemals gab.
Besonders in der Form, in der ihn
Rasser gibt.
Das beginnt beim Äußerlichen: die
kahle Kugel des Kopfes, der schüt-
tere Haarkranz darum, die kleinen,
behenden Augen von denen man
niemals weiß, ob sie nun tückisch
schielen oder treuherzig feucht ver-
schwimmen, der Seehundschnauz.
Und dieser Kopf nicht etwa auf
einem mageren, dünnen Männchen,
sondern auf einem mittleren Klei-
derschrank.
Komisch wie die Physigionomie
oder Physigimonie (oder wie im-
mer der Lämpli das nennen würde)
sind die Bewegungen: das Gebückte
und das Behende der Affen sind in
diesem Körper da.
Und komisch ist die geistige Ver-
fassung dieses seltsamen Vogels.
Er ist ein Triumph der Treuherzig-
keit. Die Welt ist ihm ohne Tücke.
Er nimmt stets nur das Beste von
ihr an. Er kann sich nicht vorstel-
len, daß sie etwas Böses mit ihm
vorhaben könnte.
Er kann sich überhaupt nichts vor-
stellen.
Er ist die Phantasielosigkeit selber.
Damit beweist er, daß Tapferkeit
ein Mangel an Vorstellungskraft
ist: die Gescheiten sind feige, denn
sie wissen, was ihnen blühen kann.
Lämpli weiß nie, was ihm blüht.
Und so kommt es, daß er stets blü-
henden Unsinn produziert.
Und so kommt es, daß er von einer
phantastischen Situation in die an-
dere stolpert.
Wie gesagt: Schwejk ist kleiner und
deshalb größer. Schwejk führt die
Gesellschaft und ihre Institutionen
ad absurdum.
Lämpli reicht es lediglich dazu, sie
ein bißchen in Unordnung zu brin-
gen.
Wie er das tut, hat mich zwei Stun-

den lang sehr laut lachen gemacht.
Am schönsten ist es, wenn der
Lämpli ganz alleine ist.
Wenn er etwa durch den Jura mar-
schiert, kreuz und quer, von Dels-
berg nach Les Enfers, von Les En-
fers nach Delsberg, von Delsberg
nach Saignelégier und von dort
nach Laufen, und das alles auf der
Suche nach Pruntrut.

Er marschiert mutterseelenalleine
und es macht ihm gar nichts aus,
denn er marschiert gerne und zwar
weil man ihm gesagt hat, er müsse
marschieren. Nicht etwa, weil ihm
die wundervolle Jura-Landschaft
gefällt. Nicht etwa, weil er sich um
den Dienst drücken will. Sondern
einfach, weil man ihm befahl, zu
marschieren.

Also tut er es und singt dabei und
raucht seine Pfeife und ist der
glücklichste Trottel unter dem
blauen Himmel der Freiberge.

Er singt – etwa – «Das Wandern ist
des Müllers Lust» und gegen Schluß
wiederholt er siebenmal «das Waaan-
dern» und jedesmal ist das Wandern
um ein «a» länger und das soll dem
Alfred Rasser einmal einer nach-
machen.

Ja, das wäre noch zu sagen: wann
geben sie diesem wirklich genialen
Kabarettisten und Schauspieler ein-
mal die passende Filmrolle? Wann
kommt ein Regisseur und klemmt
ihn unter den Arm und sagt: «Mit
Dir mache ich einen Film von Welt-
format!» Und wann macht der Al-
fred Rasser das mit?

Es wäre an der Zeit, denn dieser
Mann kann unglaublich viel und
unglaublich vieles ganz besonders
hervorragend.

Nun, bis es soweit ist, wollen wir
uns mit seinem Theophil Lämpli, der
Unschuld vom Baselland, begnügen.
Und lachen.

Nicht nur notgedrungen, so auf
einem unfreiwilligen Aufenthalt in
einem fremden Städtchen, sondern
im ortsansässigen Kino.
Laut und lange lachen.